



Prof. Wilhelm Uhlig

Paul Ultsch

Fränkische Künstler der Gegenwart

Wilhelm Uhlig

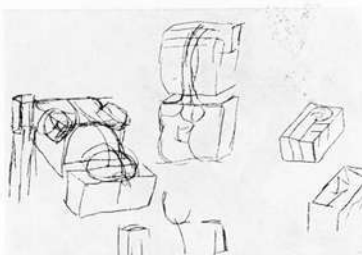
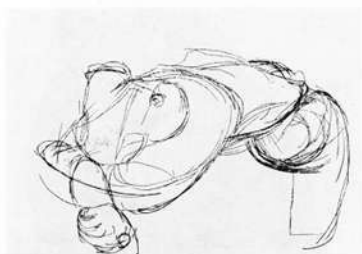
Vor Jahren stand in der inzwischen abgebrochenen Otto-Richter-Halle in Würzburg die Bronzeplastik „Junge Amsel“. Hilflos saß das eben flügel gewordene Jungtier mit Stummelschwanz und großen Augen da, den Kopf zuversichtlich dem Betrachter zugewendet. Das war meine erste „Begegnung“ mit Wilhelm Uhlig. Später sah ich noch manches von seiner Hand: den „Sitzenden Jüngling“ im Schulzentrum Bad Königshofen (Bronze), das Porträt „Heiner Dikreiter“ in der

Städt. Galerie Würzburg (Bronze), figurliche Darstellungen in verschiedenen Expositionen. Dann die persönliche Begegnung mit Professor Uhlig am „Aschermittwoch der Künstler“ in Würzburg '75 und – Monate später – der Atelierbesuch in der idyllisch gelegenen Nürnberger Akademie.

Ein hoher, heller Raum, dessen Fensterwand den Blick in das üppige Grün der das Gebäude umsäumenden Bäume und Sträucher freigibt, wo sich Eichhörnchen und Wildkaninchen tummeln. Wilhelm Uhlig ist gerade dabei, die Gipsform vom Tonmodell eines sitzenden Aktes behutsam abzunehmen und den weichen Tonkörper zu zerteilen. Finger,

Schürze, Hose und Schuhe sind grau und er sieht eher einem Erdarbeiter oder Stukkateur ähnlich als der landläufigen Vorstellung von einem Professor. An den Wänden hängen Bleistiftskizzen; hier und dort stehen Gipsmodelle und Bronzeplastiken; Köpfe, Figuren, ein Kreuz. Das Atelier des Meisterschülers schließt sich an, und daran der Werkraum der „Klasse Uhlig“, wo Studenten mit dem Modellieren eines Aktes beschäftigt sind.

Dann kommt Leben in die nachmittägliche Stille. Frau Ulla und Töchterchen Anna sehen sich nach dem Familienvater um. Während die charmante Gattin des Künstlers im Nebenraum still und unauffällig einen Imbiß richtet, kreuzt Anna quicklebendig und plappernd auf einem Dreirad durchs Atelier. Beim Plaudern am runden Steintisch draußen unter den Bäumen; bei Tee, Brot, Wurst und Obst, erfährt man, daß Wilhelm Uhlig am 28. Januar 1930 in Guttenberg in Oberfranken geboren wurde. Sein Vater war Kunstschler im Dienste des Freiherrn von und zu Guttenberg. Das Leben im Schloßbereich hat das künstlerische Empfinden geweckt, das wohl



Zwei Werkstattskizzen



Klasse Uhlig



Foto: Goertz, München

schon von der Großmutter Uhlig – einer Goldschmiedetochter aus Wien – über den kunstsinnigen Vater auf ihn übertragen worden war. Die Mutter stammt aus Bischofsheim/Rhön, wo er seine Kinderjahre bei den Großeltern verbrachte. Nach der Schulzeit in Bad Neustadt ging er zu einem Rhöner Holzbildhauer in die Lehre und bildete sich im Atelier seines ehemaligen Zeichenlehrers Erich Mutze (jetzt Bad Königshofen) weiter. 1950 ging Uhlig in die Kunst- und Handwerkerschule nach Würzburg. Seine Lehrer waren Heiner Dikreiter und Richard Rother. Von 1951 bis 1959 studierte er an der Kunstakademie Nürnberg bei Professor Hans Wimmer und wurde dessen Meisterschüler. In diese Zeit – 1955 – fiel ein Besuch bei Henry Moore in England, der in dem Angebot, als Assistent zu Moore zu kommen, gipfelte. Soweit kam es nicht; der damals Fünfundzwanzigjährige studierte bei seinem Lehrer Wimmer weiter, aber er fand durch diese Begegnung den „Zugang zur

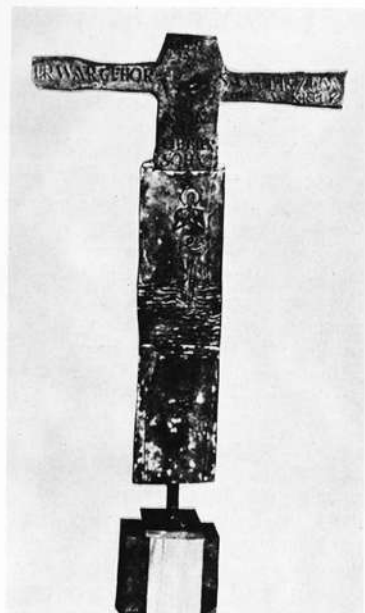
Junge Amsel (Bronze)

Moderne“. 1959/60 ermöglichte ihm ein Italien-Stipendium vom Akademischen Austauschdienst den Aufenthalt in Rom; 1962/63 konnte er nochmals ein Jahr mit dem Rom-Preis in der Villa Massimo arbeiten. Dort entstand der „Sitzende Jüngling“ für Königshofen. 1964 erhielt Uhlig den Burda-Preis für die beste gegenständliche Plastik in der Ausstellung im Münchener „Haus der Kunst“; seitdem ist er Mitglied der Münchener „Neuen Gruppe“ und mit ihr ständig in der „Großen Kunstausstellung“ vertreten. 1964 sah man Arbeiten von ihm bei der Biennale im Middelheim-Park bei Antwerpen. 1969/70 hielt er sich ein halbes Jahr in Paris auf. An internationalen Bildhauer-Symposien nahm er 1971 in Nürnberg, 1972 in Rom und 1974 in Neumarkt/Opf. teil.

Seit 1. April 1972 ist Wilhelm Uhlig als Nachfolger von Professor Hans Wimmer „Leiter einer Bildhauerklasse an der Akademie der bildenden Künste in Nürnberg“. Mit diesen schlichten, drei Zeilen umfassenden Angaben benachrichtigte er seine Freunde. Auf der linken Seite des Doppelblattes standen ganz oben



Negerkopf



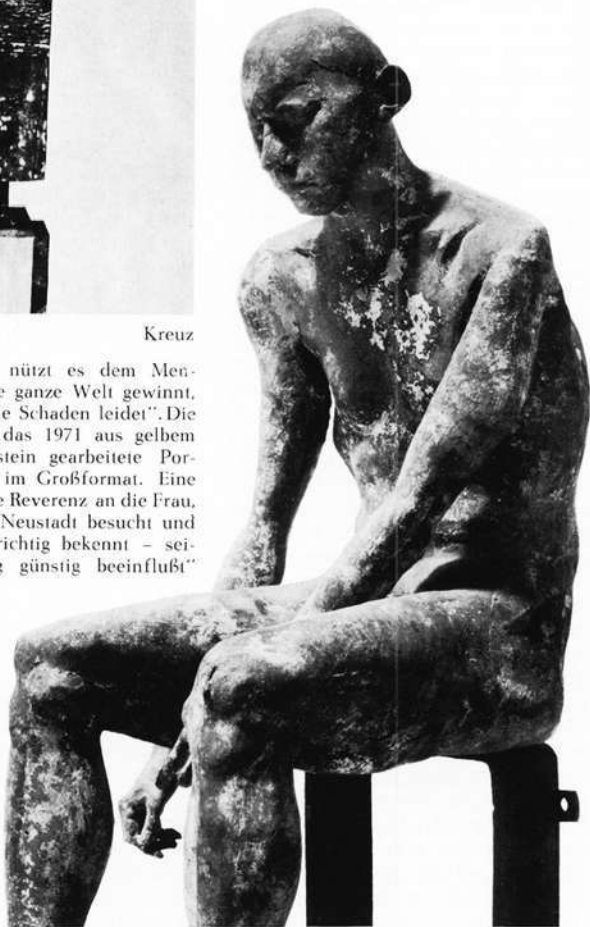
Kreuz

die Worte: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet“. Die rechte Seite zeigt das 1971 aus gelbem fränkischem Sandstein gearbeitete Porträt seiner Mutter im Großformat. Eine noble und dankbare Reverenz an die Frau, die er oft in Bad Neustadt besucht und die – wie er aufrichtig bekennt – seine „Lebensführung günstig beeinflusst“ hat.

„Sitzender“
(Bronze)

Foto Goertz,
München

4 Fotos: Ultsch,
Schweinfurt



Professor Wilhelm Uhlig, seit 1. Juli 1975 „ordentlicher Professor“, der in Oberfranken geborene, in Unterfranken aufgewachsene und nun in Mittelfranken tätige, aber in seinem Schaffen überregionale Grenzen hinauswirkende Künstler, will seine Schüler „über die Figur zum Sehen und künstlerischen Denken erziehen“. Die Figur ist für ihn „Demonstrationsobjekt“. Das wird glaubwürdig, wenn man seine Arbeiten sieht und ihn inmitten seiner Schüler erlebt.

AUS DEM FRÄNKISCHEN SCHRIFTTUM

Noch einmal: Die Wappen der Würzburger Fürstbischöfe.

Die in Heft 11/1975 des „Frankenland“ erschienene Besprechung meines Buches „Die Wappen der Würzburger Fürstbischöfe“ enthält eine Reihe teils objektiv unrichtiger, teils schwer verständlicher und teils strittiger Behauptungen, die es notwendig machen, zu einigen Punkten zu erwidern. Dies umso mehr, als die mir bisher vorliegenden Besprechungen durchwegs zustimmend waren. Das vom Rezensenten offenbar bei der herangezogenen Literatur vermißte Werk Otto Hupp's „Deutsche Ortswappen“ – herausgegeben von der Kaffee-Handels AG Bremen (als „Hupp'sche, von Kaffee Hag herausgegebene Wappensammlung in Bezug auf alte Ortswappen“ bezeichnet) – wird im Text (S. 13) und im Literaturverzeichnis (S. 189) angeführt. Daß ich zum Buch „eines Würzburgers“ (gemeint ist wohl Andreas Pampuch – der allerdings nicht Würzburger ist, sondern in Kitzingen lebt) kritische Distanz gehalten habe, ergibt sich z. B. aus meinen Bemerkungen auf S. 14, S. 34 Anm. 90 oder S. 40 Anm. 109 hinreichend. Entspräche es etwa der gebotenen Sorgfalt, ein vom Rezensenten für einen „Fehlgriff“ gehaltenes Buch totzuschweigen? Die mir so empfohlenen laufenden Veröffentlichungen über neue Gemeindepappen im „Bayerischen Staatsanzeiger“ (gemeint ist die Beilage „Unser Bayern“ der Bayerischen Staatszeitung) kenne ich; sie befassen sich jedoch fast nur mit Wappen von Gemeinden, Städten und Landkreisen, nicht dagegen mit Wappen von Fürstbischöfen, so daß sie für mein Thema relativ unergiebig sind. Die vorstehenden Anmerkungen lassen im übrigen deutlich werden, daß der Rezensent nicht genau zu zitieren versteht. Auch seine Literaturverweisungen wie z. B. „Galbreath 1928“ oder „Wappenfibel der ‚Herold‘ 1970“ (es handelt sich um die „Wappenfibel, Handbuch der Heraldik“, begründet

durch Adolf Matthias Hildebrandt, herausgegeben von „Herold“) bekräftigen diese Feststellung. Bei beiden Büchern hätte man gerne eine exakte Fundstellenangabe gesehen. Die Behauptung, mein Ziel sei es, „in weiten Kreisen ein neues Geschichtsbewußtsein erwecken zu können“, klingt zwar recht schmeichelhaft, läßt sich aber nicht belegen. Hätte der Rezensent genau gelesen, dann wäre ihm un schwer verborgen geblieben, daß ich lediglich die Hoffnung geäußert habe, „daß die Beschäftigung mit den Wappen der Würzburger Fürstbischöfe bei manchem – vielleicht – dazu führt, historisch bewußter zu sehen, zu denken und zu leben“ (S. 10). Damit geht seine Feststellung, ich hätte meinen Leserkreis durch die Forderung nach einer gewissen heraldischen Vorbildung und durch die Behandlung des Stoffes eingeschränkt, ins Leere. Es mutet außerdem einigermaßen naiv an zu glauben, mit einem so speziellen Thema wie dem meinen könne man in weiten Kreisen ein neues Geschichtsbewußtsein bilden. Mein Buch soll keine popularwissenschaftliche Darstellung sein, es wendet sich an den „historisch aufgeschlossenen Betrachter“ (S. 10), von dem ich allerdings erwarte, daß er sich gewisse heraldische Grundkenntnisse verschafft, sollte er noch nicht über solche verfügen. Andernfalls bestünde die Gefahr, daß meine Arbeit unversehens zu einer Abhandlung über Heraldik im allgemeinen oder über historische Verfassungsrechtsprobleme, die keinen unmittelbaren, konkreten Bezug zum Thema besitzen, ausufert. Auch die Behauptung, nach meiner Meinung hätten sich die Wappen bereits vor den Kreuzzügen entwickelt, zeigt, wie großzügig der Rezensent über die Buchstaben meines Buches hinweggelesen haben muß. Sonst wäre ihm sicherlich nicht entgangen, daß ich die Entstehung der Wappen „in die Epoche der Kreuzzüge“ (S. 17) gelegt habe, eine Mei-